

## **Zur Ökonomisierung des Sozialen Vom Eigen-Sinn der Menschlichkeit**

Zu: 25 Jahre Die Brücke e. V. Flensburg, 18.10.05

Verehrte Damen und Herren, liebe Kolleginnen und Kollegen,  
die Brücke Flensburg wollte, wie ich informiert wurde, einen kritischen Vortrag zur Ökonomisierung hören. Das habe ich waghalsiger Weise angenommen. Und nun fange ich, da schon zahlreiche Jubiläums-Wünsche überbracht wurden, einfach an:

Bisweilen hängt man an ein Wort die Endung –sierung an, wenn man ausdrücken will, dass sich eine an sich neutrale oder sogar sehr wichtige und gute Angelegenheit dadurch in etwas Negatives verwandelt, dass ihr Geltungsanspruch unstatthaft überdehnt wird. So etwa, wenn wir von Bürokratisierung, Sexualisierung oder von Medizinisierung sprechen. Sex, Bürokratie, Medizin und Ökonomie sind ja an sich etwas durchaus Positives. Hinter dem Stichwort Ökonomisierung, so vermute ich, steht bei Ihnen Skepsis, ob das Positive der Ökonomie eine Schlagseite bekommen hat, die sich in bestimmten Entwicklungen der Sozialpolitik und in den sozialen Arbeitsfeldern zeigt und ich vermute weiter, dass mit dieser Skepsis der Wunsch zusammenhängt, nicht einfach stromlinienförmig im Sog des sogenannten Zeitgeistes mitzuschwimmen, sondern Abstand zu gewinnen, zu schauen, ob es nicht sogar angezeigt ist, gegen den Strom zu schwimmen. Um sich Eigen-Sinn zu bewahren, muss man vor allem nicht alles glauben, was so in der Zeitung steht oder was uns von den wichtigen Leuten als absoluter Sachzwang dargestellt wird.

Um gleich von Anfang an Ideologieprophylaxe zu betreiben fange ich – ganz unwissenschaftlich und vor allem gänzlich unökonomisch - mit einem kleinen Gedicht von dem lebenswürdigen und eigen-sinnigen Kabarettisten *Hans Dieter Hüsch* an.

**Sie sagen  
Idealismus ist ein Intelligenzdefekt.**

**Ich glaube es nicht**

**Sie sagen**

**Die Bergpredigt wäre nicht so gemeint**

**Ich glaube es nicht**

**Sie sagen**

**Du sollst nicht töten ist so zu verstehen, dass ...**

**Ich glaube es nicht**

**Sie sagen**

**Bei etwas gesundem Menschenverstand**

**Müsste doch jeder ....**

**Ich glaube es nicht**

**Sie sagen**

**Selbst Christus würde, wenn er heute ...**

**Ich glaube es nicht**

**Und wenn man mir Berge**

**Schwarzen und roten Goldes verspricht**

**Ich glaube es nicht (13)**

Nun, Berge von Gold werden uns, zumindest den hier Anwesenden und schon gar nicht den Menschen, für die soziale Dienste da sind, versprochen. Aber immerhin wird uns wirtschaftlicher Aufschwung verheißen, wenn wir schön brav sind, die Gürtel enger schnallen und an das Rossäpfeltheorem der Neoliberalen glauben: Wenn die Rösser immer fetter werden, ist das gut für die armen Spatzen, die an den Rossäpfeln herumpicken, die werden dann auch etwas dicker. Nun die Rösser sind inzwischen immer dicker geworden, aber die Spatzen deutlich magerer. Irgendetwas stimmt da nicht: so lese ich Z. B. dass die Manager von Großkonzernen inzwischen „das 240fache eines Durchschnittsverdieners einstreichen.“ „Vor 30 Jahren begnügten sich die Bosse noch mit dem 30fachen.“ (*Schumann, Harald in 1, S. 54*)

Deutschland gehört zu den reichsten Ländern der Erde. Das Bruttovermögen der privaten Haushalte war von 1992 bis 1999 um fast 40% auf 17,3 Billionen DM angewachsen. Das reine Geldvermögen ist sogar um 60% gewachsen und betrug

im Jahre 2000 etwa 7 Billionen DM. Dabei haben wir es mit einer sehr schiefen Vermögenskonzentration zu tun: Das einkommensreichste Fünftel der deutschen Haushalte konnte 1998 67% der Ersparnis auf sich vereinigen. (*Heidel, Klaus, in 10, S. 20*) Demgegenüber büßte das unterste Zehntel von 1973 bis 1998 13% seines Einkommens ein und 20% der westdeutschen Haushalte – das sind über 13 Millionen Menschen – rutschten immer weiter weg von der durchschnittlichen Einkommensausstattung. (*ebd. S. 25*)

Zurecht fragt *Oskar Negt* in diesem Zusammenhang: „Was macht man mit einem Jahreseinkommen von 3,7 Millionen Euro?“ (*In 1, S.70*) (Bei *Ackermann* war übrigens von 10 Millionen Jahreszuwendungen die Rede.) Und global gilt inzwischen: 55 % der Weltbevölkerung haben 85% des Weltvermögens im Griff. (*Meissner-Blau, Freda in 1, S. 103*) Oder: „Die zweihundert reichsten Menschen der Welt verdienen genauso viel wie die eine Hälfte, die ärmere, der gesamten Menschheit.“ (*Neudeck, Rupert in 1, 176*)

Das alles werden wir nicht schnell ändern können, wird auch keine Politik schnell ändern können, denn es hat sich langsam so entwickelt – im Wechselspiel zwischen Weichenstellungen auf nationaler Ebene und globalen Mechanismen. In Deutschland ist das Auseinanderdriften von Arm und Reich in den letzten 20-30 Jahren zunehmend beschleunigt worden. Man kann wohl sagen, dass dies politisch so gewollt war, weil man hoffte „durch die einseitige Förderung und Entlastung des Faktors Kapital und die fiskalpolitische Bevorzugung von Reichtum“ (*Heidel, Klaus in 10, S.31*) Wirtschaftswachstum zu befördern und Arbeitsplätze zu schaffen. Schaut man auf Binnenkonjunktur und Arbeitsmarkt, so scheint dieses politische Konzept nicht aufgegangen zu sein. Es wäre in dieser Lage beruhigend, wenn man wenigstens eine Richtung erkennen könnte, ein Konzept, das unter Berücksichtigung Europas und weiterer internationaler Bedingungen diese Probleme angeht. Probleme, bei denen es ja um Gerechtigkeit und letzten Endes um die Erhaltung des sozialen Friedens geht. Soviel – und natürlich vereinfacht – zu den Rahmenbedingungen, von

denen unsere Arbeit abhängt. Was tun? Gleichgültig, welche politische Richtung vorherrscht, können wir uns wenigstens darum bemühen, unseren eigenen Kopf und unsere eigene Sprache zu behalten.

Was den eigenen Kopf betrifft, zitiere ich zur Verdeutlichung Dostojewski: „Auf eigene Weise zu lügen ist ja fast noch besser als fremde Wahrheiten nachplappern; im ersten Fall bist du ein Mensch und im zweiten höchstens ein Vogel! Die Wahrheit läuft nicht davon, aber mit fremder Wahrheit kann man das eigene Leben ersticken ...“ (*zit. nach 14*)

Außerdem können wir um die Spielräume, die uns bleiben, kämpfen und wir können und müssen die Auswirkungen, die bestimmte Politikstile für Kultur und Soziales haben, zum Thema machen.

Dabei geht es natürlich nicht um die Abwehr jeglicher Veränderung - Leben ohne ständige Veränderung gibt es nicht - sondern darum, in welche Richtung Veränderungen gehen, welche Haltungen deutlich werden und welche Möglichkeiten und Chancen sich in alledem für benachteiligte, kranke oder behinderte Menschen eröffnen lassen.

Und wir müssen gut aufpassen, was Worte bedeuten; das Wort Gerechtigkeit zum Beispiel. *Peer Steinbrück*, der ehemalige Ministerpräsident von NRW und zukünftige Finanzminister, sprach davon folgendermaßen:

„Soziale Gerechtigkeit muss künftig heißen, eine Politik für jene zu machen, die etwas für die Zukunft unseres Landes tun: die lernen und sich qualifizieren, die arbeiten, die Kinder bekommen und erziehen, die etwas unternehmen und Arbeitsplätze schaffen, kurzum, die Leistung für sich und unsere Gesellschaft erbringen. Um die – und nur um sie – muss sich Politik kümmern.“ (*Peer Steinbrück, Die Zeit, 13.11.2003, zitiert nach 15*)

Es muss erlaubt sein zu fragen: Was ist mit den anderen? Was sind sie für die Politik und für die Gesellschaft? „Ballastexistenzen“? So zu denken ist nicht modern, jedenfalls nicht neu. Der Begriff stammt aus den Jahren vor 1933.

Das Zitat steht für eine Haltung, die wir zunehmend mehr sowohl in der Politik als auch - vielleicht nicht ganz so offen – in der sozialen Arbeit finden.

Jedenfalls wird suggeriert, dass die weniger Leistungsfähigen zu teuer sind.

Aber darf man es einer Gesellschaft, der jährlich weit über 100 Milliarden Euro durch Wirtschaftskriminalität verloren gehen und deren privater Besitz bei einem Wert von ca. 4,1 Billionen liegt, durchgehen lassen, alle jene Bürger, die Sozialleistungen in Anspruch nehmen, als potentielle *Florida-Rolfs* zu diskriminieren? Der errechnete sogen. „Sozialmissbrauch“, also der Verlust der durch die vom Kanzler beklagte „Mitnahme – Mentalität“ zustande kommt, ist übrigens mit ca. einer Milliarde Euro im Vergleich zu den genannten Summen verschwindend gering. (*Nach 2*)

Hier haben wir es mit eigentümlich verschobenen Wertmassstäben zu tun , Wertmassstäben, die einem Menschenbild Vorschub leisten, bei dem gelingendes Leben mit Leistung, Reichtum und Karriere, Würde mit Wert verwechselt wird. Dies geschieht natürlich nicht nur in Deutschland, sondern weltweit.

Aber was passiert da mit uns allen?

Wenn in unserer Arbeitswelt – und das gilt auch für die sozialen Berufe – nur noch die leistungsstärksten, schnellsten, flexibelsten und anpassungsbereitesten, diejenigen, die sich ständig „fit“ machen für den Wettbewerb eine Chance haben und als Typus entsprechend hoch im Kurs stehen, wirkt sich das unmittelbar auf Wertschätzung und Selbsterleben der anderen aus. Wenn bereits die noch normal Langsamen, noch normal Verträumten, noch normal Querköpfigen, noch normal Vergesslichen unter dieser Situation leiden, wie viel mehr diejenigen, deren Langsamkeit, Verträumtheit, Querköpfigkeit und Vergesslichkeit psychiatrische Ausmaße hat.

Ich erinnere mich an eine empirische Untersuchung, deren wichtigstes Ergebnis folgendes war: Ein soziales System, z.B. eine Familie, eine Gruppe, eine

Schulklasse, eine ganze Schule ist nur solange „normal“ wie zu jedem Zeitpunkt etwa 25 Prozent seiner Mitglieder „nicht normal“ sind. Diese 25 Prozent sind sozusagen notwendig, damit ein System nicht an „Normopathie“, d.h. an einem Zuviel an Normalität, erstickt. Einer nach dem *Steinbrückschen* Modell konstruierten Gesellschaft würde das gewiss passieren.

Natürlich geht es bei allem, was wir in unserer Arbeit tun immer auch um die Wahrung der Menschenrechte kranker und be-fremdender Personen. Es geht aber genauso um die Gesellschaft selbst. Je rigoroser die notwendigen 25 Prozent Behinderter, Verrückter, nicht voll Leistungsfähiger zu denen übrigens jeder von uns sehr schnell ganz oder zeitweilig gehören kann, ausgegrenzt werden, desto kränker wird eine Gesellschaft, wird der Boden bereitet für Gewalt und Rechtsradikalismus. An Orten, an denen Leiden und Glück, Ordnung und Chaos, Jugend und Alter, die grundsätzliche Widersprüchlichkeit unserer Gefühle und Empfindungen, der Wechsel von Stärken und Schwächen als prinzipiell zum menschlichen Leben gehörend, angesehen werden, lässt sich freier atmen als anderswo.

Wenn wir an einer solchen Gesellschaft mitarbeiten wollen, dann kommen wir mit Konzepten von Selbstbestimmung allein nicht aus. Genauso wie das wichtige Konzept der Fürsorge missbraucht werden kann, um Freiheiten einzuschränken und an starren GroÙeinrichtungen festzuhalten, genauso kann das Konzept der Selbstbestimmung das Menschliche verfehlen.

Dies gilt gleichermaßen für die Sozialpolitik wie für unsere fachlichen Konzepte.

Oder nehmen wir einmal den heute so beliebten Begriff der Verantwortung.

Jeder soll für sich selbst verantwortlich sein, selbstbestimmt, autonom leben.

Man vergisst nur gerne, dass es Voraussetzungen bedarf, um die Verhältnisse so zu gestalten, dass, Verantwortung gelernt und übernommen werden kann. „Zur

Verantwortungsfähigkeit gehört ein ganzes Bündel an Fähigkeiten und Fertigkeiten, die vom persönlichen Moralbewusstsein über praktisches Handlungswissen bis zum Umgang mit Unsicherheit reichen. Zu den Voraussetzungen der Verantwortungsübernahme zählen aber auch die Abwesenheit von Zwang, körperliche und geistige Gesundheit, eine materielle Grundversorgung und ein angemessenes Bildungsniveau. Ohne soziokulturelle Voraussetzungen läuft der Ruf nach Verantwortung ins Leere und nimmt paradoxe Züge an.“ (11)

Das Paradoxe besteht u.a. darin, dass in der gegenwärtigen Sozialpolitik und in Teilen des gesellschaftlichen Diskurses der Appell an die Verantwortung vornehmlich an diejenigen gerichtet wird, denen die Voraussetzungen sie zu erlernen und zu verwirklichen am meisten fehlen, während diejenigen, die buchstäblich im Geld schwimmen, sich einer Übernahme von Verantwortung, die vergleichbar wäre – vergleichbar in dem Sinne jeder nach seinen Möglichkeiten – entziehen.

Natürlich geht es in Ihrer und meiner Arbeit mit - wovon auch immer bedrückten - Menschen auch darum verschüttete Zugänge zu eigenen Fähigkeiten wieder frei zu schaufeln und Entscheidungsspielräume sowie die Möglichkeiten zu eigener Verantwortungsübernahme zu entdecken. Das aber funktioniert eben nicht so, wie die derzeitige Sozialpolitik und wohl auch Teile der Medizin –und Sozialwissenschaften sich das vorstellen, durch Appelle, durch lineare Vorgaben zur Zielerreichung, mit Fordern vor dem Fördern und schließlich durch Ausschluss, der dadurch zu Stande kommt, dass gelingendes Leben einseitig an Leistung und Zahlungsfähigkeit gebunden wird.

„Politiker haben (dafür) den Euphemismus der ›stärkeren Eigenverantwortung‹ in Umlauf gebracht. Er wird aber meistens als Lückenbüßer für leere Kassen und Ratlosigkeit verwendet.“ So der bekannte Soziologe *Ulrich Beck*.(3)

Wie hart auch immer die Zeiten sein mögen, es gibt dennoch keinen Grund Konzepte einer anthropologischen Psychiatrie aufzugeben. Im Gegenteil, es

wird immer wichtiger, einem verkürzten Verständnis vom Menschen als bloßem homo oeconomicus entgegenzuwirken. Was meine ich mit homo oeconomicus? Ich will damit andeuten, dass der soziale Bereich durch eine bestimmte Stilrichtung derzeitiger Ökonomie monopolisiert wird.

Diese Monopolisierung wird durch eine neue, einschüchternde Art von Herrschaftswissen gestützt. Wenn man mühsam und widerstrebend begriffen hat, dass es sich nunmehr auch bei den Ergebnissen der sozialen und klinischen Arbeit um Produkte handeln soll, kann man gleich weiter machen mit multidimensionalen Zielsystemen, Geschäftsfeldsteckbriefen, audits, benchmarking, usw., bis man die ganze, auch die soziale Welt, durch die Brille von Ökonomie und Verwaltung zu sehen gelernt hat. „Dieses Denken, zu dem wir uns da zwingen, wirkt wie Gehirnwäsche.“ So eine langjährige Kollegin nach einem Gespräch über Dokumentationssysteme im Januar 2001. (4)

In diesem Zusammenhang ist es sehr wichtig, sorgfältig auf unsere Sprache zu achten, auf die Art wie wir menschliche Wirklichkeiten beschreiben.

„Ein wesentliches Element der Machtausübung durch Sprache ist die Neubesetzung und Umdeutung von Begriffen.“ Wir haben es hier gleichsam mit einer ökonomischen ‚Neusprache‘ zu tun, die an *Orwell* erinnert. „Sie dient dem gleichen Ziel, das Syme in *Orwells* Roman 1984 der Hauptfigur, Winston Smith, erklärt: ‚Siehst du denn nicht, dass die Neusprache kein anderes Ziel hat, als die Reichweite des Gedankens zu verkürzen?‘“ (Nach 9)

Wie sehr wir Menschen mit unserer Sprache verwoben sind, drückt *Klaus Leferink* noch grundsätzlicher folgendermaßen aus:

„Eine Verschiedenheit der Sprache ist eine Verschiedenheit der Weltansichten. Ideologie ist mit anderen Worten nicht das, was wir *mit* der Sprache sagen, sondern was *in der Sprache* liegt.“ (14, S. 130)

Was nun erleben Mitarbeiter in ihren Arbeitsverhältnissen vor Ort, in den ambulanten Diensten, Beratungsstellen, Kontaktstellen, Werkstätten, Kliniken, Heimen? Der Alltag zeichnet sich ja dadurch aus, dass nicht dauernd etwas

Spektakuläres geschieht und dennoch schlägt sich das, was sich in den Makrostrukturen der Politik und in den medial transportierten Anschauungen verändert, auch nach und nach in den Mikrostrukturen des praktischen Arbeitsalltags nieder. Hinterlässt Spuren in der Art und Weise des Umgangs mit den, wodurch auch immer, behinderten, kranken oder gekränkten Menschen. Mir scheint – und mir selbst ist es zeitweise auch so gegangen - dass der einzelne Mitarbeiter oft nicht mehr genau weiß, ob er sich gerade an der vordersten Fortschrittsfront engagiert, wenn er top-mäßig dokumentiert, Fürsorge durch Empowerment ersetzt, Qualitätsberichte schreibt, standardisierte Bögen ausfüllt und den PC mit Zielplanungen füttert oder ob er vielleicht gerade darin und dabei die schlichtesten Gesetze menschlichen Begleitens verletzt. Oder lassen sich vielleicht zwischen beidem vertretbare Kompromisse eingehen und wenn ja wie und bis wohin? Ich zitiere aus einem Gespräch mit Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern unterschiedlicher Arbeitsfelder und Regionen in Soltau, Juli 2004: „Die Sprache verändert sich. Man kann sich dem kaum entziehen. Manchmal denke ich, ich mache vernünftige Arbeit im Zeitgeistkostüm, dann wieder frage ich mich, ob ich mich nicht zu sehr anpasse, ob ich nicht durch Übernahme ökonomischer Begriffe wie z. B. Kunde oder Produkt ein dem Zeitgeist entsprechendes, aber falsches Menschenbild mitbringe.“ „Ja genau ein falsches Menschenbild“ entgegnet ein Kollege „Psychisch beeinträchtigte Menschen sind doch nicht auf Preisvergleichstour bei der Suche nach der besten Handymarke.“ Eine andere Mitarbeiterin sagt: „Ich erlebe viel Fassade. Theoretisch wird alles mögliche propagiert, wie z. B. ambulant vor stationär, aber praktisch werden Entwicklungen blockiert und grundlegende Leistungen abgebaut. Von Verwaltung und Politik wird ständig von Qualitätsmanagement gesprochen aber gegen Qualität gehandelt.“ Hinter solchen Aussagen scheint mir der Zweifel zu stecken, ob wir mit unseren fachlichen Konzepten weiterhin den Grundimpulsen der sozialpsychiatrischen Reform folgen und der eher anthropologisch geprägten Psychiatrie ihrer Mütter

und Väter oder ob wir nicht unter der Hand zu einem Aktionsbündnis mit den Strategien des sogenannten aktivierenden Staates und den damit verbundenen „regulativen und repressiven Strategien“ (5) zunächst verführt und dann immer mehr verpflichtet worden sind. Um Missverständnissen vorzubeugen, ich bin durchaus dafür, dass in der Sozialpolitik gesteuert und gestaltet wird Steuernd eingreifen sollte die Politik in den Wettbewerb im Gesundheits- und Sozialwesen. Hier muss im Interesse der Betroffenen reguliert und nicht im Interesse von Billiganbietern dereguliert werden. Die dem Alltagsleben nahen Kommunikationsprozesse in den Diensten und Einrichtungen sollten jedoch nicht technokratisch übersteuert werden. Ich höre natürlich sogleich ernst zu nehmende Einwände, so z. B. von dem Organisationsberater *C. Reumschüssel-Wienert*. In der Sozialen Psychiatrie 1/ 05 schreibt er als Kritik an den Soltauer Impulsen, in denen das eben Formulierte in ähnlicher Weise zum Ausdruck gebracht wird, Folgendes : „Wenn wir nicht transparent machen und belegen können, warum unsere Arbeit hilfreich und nützlich ist, sondern im Gegenteil auf Selbstmystifikation beharren, haben wir in den anstehenden Verteilungskämpfen nicht die geringste Chance.“ (16) Nun, auch dafür bin ich, dass wir plausibel belegen, was wir machen, aber die Art, *wie* wir belegen, kontrollieren und dokumentieren, muss zu dem Gegenstand unserer Arbeit passen, sonst werden wir die Chancen, die in ihr liegen, verlieren. Kritiker mit Argumenten wie *Reumschüssel-Wienert* verkennen meistens zweierlei: Sie verkennen erstens, dass der sozialtherapeutischen Arbeit seit Jahrzehnten geeignete fachspezifische Verfahren für Transparenzherstellung, Kontrolle und Verbesserung der Arbeit zur Verfügung stehen: Z. B. Fall- und Dienstgespräch mit Ergebnisprotokollen, Balintgruppe, Supervision, Sozialanamnese, Sozialbericht, am besten unter Einbeziehung der Klienten usw. . Ferner kennt unsere Arbeit oder sollte kennen: Besuchskommissionen, evaluierende Sozialforschung, regelmäßige Dialoggespräche, unabhängige Beschwerdestellen

unter Beteiligung von Psychiatricerfahrenen und Angehörigen, Patientenmitbestimmungsgremien und manches mehr.

Zweitens übersieht die Kritik „dass die Dynamik ganzheitlicher und dialogischer Beziehungsprozesse ein tendenzielles Transparenzdefizit aufweist.“ (*Wilken, Udo zit. nach 6*)

Verehrte Damen und Herren, erinnern wir uns an *Hüsch's* entschiedenes „Ich glaube es nicht“. Ich z. B. glaube nicht, dass es bei dem ganzen Qualitäts- und Dokumentationszirkus primär um Qualität im eigentlichen, auch fachlichen Sinne geht, und zwar deshalb nicht, weil, wie der sozial sensible Wirtschaftswissenschaftler *Friedhelm Hengsbach* formuliert. „Die Qualitätsdebatte medizinischer und sozialer Arbeit immer noch zu sehr im Schatten der Industriearbeit steht.“ (12) Manchmal kommt es mir so vor, als würden wir, die wir in der personennahen Arbeit tätig sind, wie ein soziales Kaninchen auf die Schlange eines industriellen Effizienzbegriffs starren, bei dem es ums Zählen, Wiegen und Messen geht. Wenn wir uns gegen diesen „industriellen Schatten“ wehren, geht es nicht um Selbstmystifikation, sondern um die Verteidigung der Grundlagen unserer Arbeit.

Das Suchen danach, wie ich mit Menschen angemessen und hilfreich arbeiten kann, leitet zu Fragen jenseits des Ökonomischen. Z.B.: was macht den Menschen aus, wie haben wir ihn zu verstehen? Was folgt für unser Handeln aus der Erfassung seiner Eigenheit? Hier ist der „Eigen-Sinn“ mitgedacht.

Eine so verstandene Arbeit ist anstrengend. Sie verunsichert immer wieder aufs neue, da ich mich nicht an Standards und einmal vereinbarten Zielen festhalten kann. Dafür ist sie aber spannend und es gibt viele Abenteuer und Entdeckungen. Ich kann z.B. entdecken, dass Menschen sich nicht beobachten lassen wie Dinge, sondern das meine Beobachtung sie verändert. Nach meinen ersten gescheiterten Versuchen, Menschen wieder „hinzukriegen“, werde ich erkennen, dass der Umgang mit Menschen anderen Gesetzen folgt als der mit

Sachen, dass ich mit Menschen eher nicht frontal und direkt, sondern eher indirekt, „umspielend“ umzugehen habe, „wie das Wort Umgang bereits ausdrückt.“ (8)

Ich werde ferner verblüfft feststellen, dass Standardisierungen und Normierungen in Form von Diagnosen oder Hilfebedarfstypen nur sehr bedingt nützlich sein können, da sich die Individualität eines Menschen dem immer wieder entzieht. Ich werde die Grenzen des Planbaren und der festgelegten Ziele sehr bald erspüren und dann wissen, dass zum Menschen das Veränderliche, Zufällige das Allzumenschliche gehört. Weil ich mich im Gespräch auf Menschen einlasse, werde ich bemerken, dass es nicht nur auf Beschleunigung, Zeitkontrolle und Zeitverdichtung ankommt, sondern dass ich dem Fantastischen, Irrationalen, Gefühlvollen Zeit für Verzögerungen, Abschweifungen und Umwege geben muss. Denn wir Menschen brauchen nicht nur Schnelligkeit, sondern auch Langsamkeit. (nach 9a) Ich werde erkennen, dass ich selbst niemals unverändert aus der Begegnung mit einem anderen Menschen hervorgehen kann. Ich kann entdecken, dass meine Ängste die Wahrnehmung des anderen erheblich verzerren. Ich werde bescheiden und realistisch erkennen, dass der Mensch, egal ob gesund oder krank, vom ersten bis zum letzten Tag seines Lebens auf Beziehung, Anerkennung und Schutz angewiesen ist, und dass es mit seiner Autonomie eine gar so große Sache auch wieder nicht ist. Andererseits entdecke ich aber auch, dass der Mensch sich ohne die Freiheit zu höchst persönlichen, ggf. auch riskanten Entscheidungen, nicht weiter entwickeln kann.

Wir merken, wie sich aus einem solchen Qualitäts-Verständnis angemessene Zugänge für die Arbeit im Sozial- und Gesundheitswesen entwickeln lassen, die bereits eine Dialektik von Kritik und Selbstkritik in sich selbst enthalten.

Wenn, wie Friedhelm Hengsbach vorschlägt, der Maßstab, an dem sich die Ergebnisse sozialer Arbeit messen lassen sollten, die „Erweiterung der kommunikativen Kompetenz“ (12) ist, so müssen natürlich die Mitarbeiter

ständig auch an der Erweiterung der eigenen kommunikativen Kompetenz arbeiten.

Selbstverständlich müssen wir, um so arbeiten zu können, auch wirtschaftliche Aspekte beachten. Ohne ein vernünftiges Management im Sinne von führen, leiten, verwalten, bewirtschaften können wir nicht auskommen. Und was die Qualität der Arbeit betrifft, so hat dieses Führen und Leiten darauf zu achten, dass Strukturen vorhanden sind und ein Klima entsteht, in denen sich Qualität in dem beschriebenen Sinne entfalten kann. Das ist unabdingbar. Die Qualität ganzheitlicher und dynamischer Beziehungsprozesse wird übrigens in hohem Maße auch dadurch gefördert, dass Leitungen selbst geschult werden und zwar in Leitungsstilen, die dem Prozesscharakter der Arbeit gerecht werden, Leitungsstile, bei denen Motivation, Integration, Förderung kreativer Fantasie und der Schutz der Mitarbeiter vor einem unfruchtbaren Zeitdruck im Vordergrund stehen.

Eine Messerspitze Vernunft kann man auch in der Rede von den Kunden durchaus finden. Denn natürlich müssen PatientInnen „praktikable Möglichkeiten haben, zu prüfen, ob das, was Behandler und Helfer anbieten, tatsächlich eingelöst wird“ (4a) Dies spielte in früheren patriarchalen Helferbeziehungen eine zu geringe Rolle. Und selbstverständlich haben wir alle auch etwas Kundenhaftes an uns, wenn wir Leistungen des Gesundheitswesens in Anspruch nehmen, je gesünder und fitter wir sind um so mehr. Jedoch, ein Qualitätsbegriff, der auf der ganzen Linie Patienten zu Kunden macht und unter entsprechendem Management die Mindestqualität betrieblicher Leistungen optimieren will, passt nun gerade besonders schlecht auf die Schwächsten, Ärmsten, Verrücktesten und Ältesten.

Einen Wettbewerb um schwergestörte, chronisch kranke, alte, gar demente Patienten aus den unteren Sozialschichten wird es nicht geben. (*in Anlehnung an* 7)

Ja, und was machen wir jetzt daraus? Erstens ist festzuhalten, dass die Dinge sind, wie sie sind und sie werden, wie ich anfangs erwähnte, sich nicht schnell ändern lassen. Insbesondere die Tatsache, dass die Kommunen klamm sind und für das Soziale das Geld fehlt, ist zur Zeit ein Fakt. Gegen diesen Skandal kann man nur politisch kämpfen. Die neoliberale Ideologie aber, die alles durch die Brille von Wettbewerb und Markt sieht, die die ökonomisierende Neusprache Lebensfeldern aufzwingt, in die sie nicht gehört und die zu zunehmender Armut in einer immer reicher werdenden Gesellschaft geführt hat, müssen wir nicht teilen. Und wir sollten aufpassen, dass wir diese Ideologie nicht aus Versehen in unser Bewusstsein und Selbstverständnis einsickern lassen.

Und eins ist mir noch wichtig. Heute scheint man zu denken, je weniger Mittel da sind, desto mehr müssen wir steuern, kontrollieren in Wettbewerb treiben. Frei nach Hans *Dieter Hüsch*: Ich glaube das nicht. Das Gegenteil scheint mir eher richtig, je weniger Mittel verfügbar sind, desto mehr Gestaltungsspielraum muss für Mitarbeiter und Einrichtungen da sein, um diese Mittel wirklich an die Menschen zu bringen und nicht die – sowieso schon stark reduzierte Mitarbeiterzeit - in komplizierten, aufwendigen Verfahren, Dokumentationen usw. zu verschwenden. Zeit, die Mitarbeiter dringend brauchen, um z.B. neben der Alltagsarbeit Familienpflege aufzubauen, Nachbarschaftshilfe zu mobilisieren, Beschäftigungsverhältnisse jenseits der Erwerbsarbeit zu finden, zu erfinden, Selbsthilfegruppen zu fördern, Psychoseminare anzuregen und zu begleiten etc.

Ich bin überzeugt, dass man mit gut beschriebenen, offensiv vertretenen Projekten und Konzepten in diese Richtung auch mit Kostenträgern ins Gespräch kommen kann, damit wenigstens Pseudoaktivitäten unterbleiben können und vielleicht sogar über eine sinnvolle Mittelverteilung im derzeit vorhandenen Rahmen miteinander gesprochen werden kann.

Denn bei aller Beachtung der Wirtschaftlichkeit sind die Kommunen weiterhin gesetzlich verpflichtet, die Sachzieldominanz wie sie in § 17 SGB I niedergelegt ist, im Auge zu behalten. Wörtlich § 17 SGB I: „Die Leistungsträger sind verpflichtet darauf hin zu wirken, dass

- jeder Berechtigte die ihm zustehenden Sozialleistungen in zeitgemäßer Weise **umfassend** und **zügig** erhält
- die zur Ausführung von Sozialleistungen erforderlichen sozialen Dienste und Einrichtungen **rechtzeitig** und **ausreichend** zur Verfügung stehen
- der **Zugang** zu den Sozialleistungen möglichst **einfach** gestaltet wird, insbesondere durch Verwendung **allgemein verständlicher** Antragsvordrucke“.

Auf dieser Basis sehe ich weiterhin Chancen und möchte deshalb mit einem Zitat, das Max Frisch zugeschrieben wird, schließen: „Die Krise ist ein ungemein produktiver Zustand, wenn man ihr den Beigeschmack der Katastrophe nimmt.“ ([de.wikiquote.org/wiki/Max\\_Frisch](http://de.wikiquote.org/wiki/Max_Frisch))

#### Literatur

1. Amery, Carl (Hg): Briefe an den Reichtum  
Luchterhand Literatur-Verlag, München 2005
2. Brandhorst, Herrmann H.: Geld und Geist. Anmerkungen zum schwierigen Spagat der Diakonie zwischen Ökonomie und Spiritualität. Unveröffentlichtes Manuskript 2005
3. Beck, Ulrich: Was zur Wahl steht, Suhrkamp, Frankfurt 2005
4. Bremer, Fritz: Erosion oder Reform? In: Wie geht's uns denn heute? Sozialpsychiatrie zwischen alten Idealen und neuen Herausforderungen, Hg: Bremer, Fritz / Hansen, Hartwig / Blume, Jürgen, 2001, 177
- 4a. Bremer, Fritz: Ver-rückte Ethik – Klammheimliche Verrückung der Werte: Anmerkungen zur Qualitätsdebatte im psychosozialen Bereich, in: Ökonomie ohne Menschen ? Zur Verteidigung der Kultur des Sozialen, Hg: Blume, J., Bremer, F., Meier, J., Neumünster 1997
5. Dahme, Hans-Jürgen / Wohlfahrt, Norbert: Die Wiederkehr des Leviathan – „Aktivierung“ als neues Leitbild für die soziale Arbeit, Forum Wissenschaft, 4/03-10
6. Dederich, Markus: Zur Ökonomisierung sozialer Qualität, Sozialpsychiatrische Informationen 4/05
7. Deppe, H.-U.: Die Kostenexplosion im Gesundheitswesen ist eine Erfindung der Politik, in: FR vom 18.06.1996
8. Dörner, Klaus: Der gute Arzt – Lehrbuch der ärztlichen Grundhaltung, Stuttgart 2000, 114
9. Linus S. Geisler: Schamlose Schöpfer, Genmanipulation oder: die Endlosspirale zum Metamenschen, FR 2.1.1998
- 9a. Geißler, Karlheinz, A: Aus: Eigenzeiten, zit. nach: Lass Dir Zeit, Hg. Walter, Rudolf, Freiburg 1997
10. Hanesch, Walter et al.: Öffentliche Armut im Wohlstand – soziale Dienste unter Sparzwang, VSA Verlag Hamburg 2004
11. Heidbrink, Ludger: Paradoxien der Verantwortung, FR 19.2.05
12. Hengsbach, Friedhelm: Wertschöpfung sozialer Arbeit ohne den Schatten einer Industriepräferenz (in: 10)
13. Hüsch, Hans Dieter: Das Schwere leicht gesagt, Freiburg 1995, 18
14. Leferink, Klaus: Eigene Sprache – Fremde Sprache, Brückenschlag 14/1998

15. Müller, Albrecht: Die Reformlüge, Droemer, München 2004
16. Reumschüssel-Wienert, Christian: Eine Chance vertan? Kritik der Soltauer Impulse – eine Polemik, Soziale Psychiatrie 1/05
17. Speck, Otto: Die Ökonomisierung sozialer Qualität – Zur Qualitätsdiskussion in Behindertenhilfe und Sozialer Arbeit, Ernst Reinhardt Verlag, München 1999

*Renate Schernus*  
*Bohnenbachweg 15*  
*33617 Bielefeld*  
*<http://renate-schernus.kulturserver-nrw.de>*